

Die Frucht der Erziehung [Fortsetzung]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 26

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerel Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 24. Juni

□ □ Wanderlied. □ □

Von Heinrich Leuthold.

Und wieder jagt mich der Reisetrieb, Noch einmal, gestützt auf den Wanderstab, Nun folg ich ohne Reiseziel
Und wandern möcht' ich von Pol zu Pol; Schau ich zurück, schau ich zurück; Der Vögel Flug, dem Wolkenzug;
Drum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb! Duftige Blätter fallen herab Des Schönen hat die Welt so viel,
Vielsüßes Lieb, leb wohl! Und hemmen meinen Blick. Hat auch für mich genug.

Und trag ich gleich im leichten Kleid
Kein schimmerndes Gold, kein schimmerndes Gold,
Ist doch manch Herz, manch rosige Maid
Dem wandernden Burschen hold.

Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,
Des Waldesdunkel, der Sonnenschein,
Und der klingende, singende Frühlingstag
Ist alles, ist alles mein!

Die Frucht der Erziehung.

Erzählung aus dem Kleinstadtleben von Ruth Waldstetter.

7.

Als Lisbeth diesen Brief abgeschickt hatte, wurde sie etwas ruhiger. Sie wartete eine Woche lang in fester Hoffnung, daß eine Antwort kommen würde. Mit jedem Tag mehrten sich allerdings die Augenblicke, in denen der plötzliche Gedanke, es könnte ein schlimmer Bericht eintreffen, ihr das Herz stillstehen ließ. Schon in der zweiten Woche wuchs ihr Bangen, Zweifel quälten sie, ob dem Bruder ihr Brief mißfallen habe oder ob Christian sich nicht entschließen könne, ihr eine ungünstige Antwort von Eberlin mitzuteilen. Nach und nach wurde ihre Qual wieder so schlimm wie zuvor und noch schlimmer; denn sie fürchtete, mit ihrem Brief ihr Geheimnis entweicht und sich weggeworfen zu haben. Eine beginnende Spaltung ihres Wesens ließ sie sich wie im Spiegel sehen. Wenn sie beschauend aus ihrem eigenen Wesen herausgetreten schien, so sah sie ihre heimliche Leidenschaft nicht als den natürlichen Drang des jungen Menschenkindes, nicht als das frauliche Sehnen, sich in Fürsorge und Pflege eines Andern auszugeben, und nicht als den Trieb des Edlen zum Gleichwertigen. Ihre gequälte, unberatene und von der Heimlichkeit belastete Seele spiegelte nur ihre eigene Unruhe wieder, die Auflehnung der gewaltsam eingeengten Kräfte, den unschönen Zwiespalt zwischen der Natur und den Geboten der Erziehung, und Lisbeth kam sich in solchen unglückseligen Augenblicken vor wie ein würdeloses Geschöpf, das einem Abgrund zutreibt.

Das Unglück in ihr selber prägte nach und nach seine

Spuren auch der Außenwelt auf. Ihr Zimmer, das Haus, das ganze Städtchen, erschienen ihr unerträglich eng und drückend. Sie bekam einen Widerwillen gegen ihr Zimmerchen, in dem jedes Ding in seiner Sauberkeit und Ordnung gefühllos und unwandelbar dastand und ihr den Eindruck machte, als sollte diese Ordnung der Gegenstände mit samt ihrem eigenen Kummer ins Unendliche fort dauern. Und wie bedrückend still war das große, altmodische Haus, in dem das Leben gleichförmig Tag um Tag und Jahr um Jahr weiterging! Lisbeth fragte sich jetzt manchmal, wenn sie die Eltern arbeiten und sorgen sah, was eigentlich der Zweck war, wozu das alles geschah? Und ob all das Selbstverständliche jemals eine Ursache und ein Ziel gehabt hatte, über das die Eltern damals nachdachten und sich besprachen? Wenn sie die Mutter einmal darnach fragte, so sagte diese wohl etwas von der Ehre von Vaters Amt und von dem mühevoll erworbenen Ertragnis der Mülhwerke, das den Kindern die Zukunft sichern sollte, und davon, wie sie das verlotterte Haus mit vieler Arbeit tadellos in Stand gesetzt hatte und es so erhielt. Aber das alles befriedigte Lisbeth nicht. Auch, was sie im Städtchen vom Leben und Treiben beobachtete, schien ihr öde und zwecklos. Sie sah die Männer jahraus, jahrein würdig und steifbeinig zur selben Stunde ins Geschäft gehen; mit dem gleichen gewichtigen Schritt wandelten sie abends zum Schoppen. Die Frauen fegten und schuerten ihre Häuser und zogen Kinder auf, die erst wie



Hans Widmer: Die Verlobten. Ölgemälde.
(Text siehe Seite 308.)

kleine Engel aussahen und dann den Eltern immer ähnlicher wurden. Dies ging alles so selbstverständlich vor sich, und die Jungen machten es wie die Alten und keiner schien nach einem Zweck zu fragen, daß es Lisbeth vorkam, als ließe in Grafeneß das Leben wie ein Uhrwerk ab und als wäre sie ganz allein mit der Not und Wärme eines Herzens, das seine Wünsche auf ein ersehntes Ziel gesetzt hatte. Den Einzigen, der sich seine eigenen Gedanken zu machen schien und seine besondern Wege ging, sah sie in Erwin; aber er lebte einsam und sein träumerisches, verhaltenes Wesen, dem niemand recht auf die Spur kam, schloß ihn auch von ihr ab, obwohl sie seiner Zuneigung sicher war.

Sie selber kam sich, halb unbewußt, mehr und mehr als ein seltsames, zum Unglück bestimmtes Geschöpf vor. Ihr Zustand prägte sich nach und nach auch in ihrer Erscheinung aus; ihre Züge wurden schärfer und hängend und man machte ihr dann und wann verblühte Andeutungen, daß es nun „an der Zeit wäre“ für sie. Und sie schloß daraus, daß ihre Schönheit zu verwelken anfing.

Zu dieser Zeit tauchte jedoch in Lisbeths Gedankenkreis eine neue Idee auf, die ihrem Leben auf kurze Zeit wieder Spannkraft verlieh. Eine ihrer Bekannten hatte sich entschlossen, sich als Krankenpflegerin ausbilden zu lassen, und

Lisbeth hörte sie begeistert von ihrer Berufswahl reden. Da kam ihr aus der nach tätiger Liebe sich sehnennden Natur erst schüchtern und dann immer kräftiger das Verlangen, in diesem Beruf einen Ausweg aus ihrer Qual zu finden. Sie konnte zwar den Wunsch nach dem großen, einzigen Glück keinen Augenblick aufgeben; aber es schien ihr, als möchte in einer solchen Tätigkeit ihr Leben in seiner verzweifelten Hoffnung doch noch erträglich werden, etwas von der drängenden Kraft in ihr in dienender Liebe sich frei machen und wieder Ruhe zum Warten und Glauben in ihr erwachsen. Der Gedanke an eine solche Möglichkeit führte sie rasch zum Entschluß; nur die Gelegenheit, den Eltern von einem so unerwarteten Plan zu sprechen, schob sich immer wieder hinaus. Jedesmal, wenn sie davon anfangen wollte, kam ihr der Vorschlag plötzlich abenteuerlich und unbillig vor und sie wußte nicht mehr, wie sie die Rede darauf bringen und ihre Worte setzen sollte. Endlich bezwang sie trotzdem ihre Scheu und brachte eines Tages zur Teestunde ihr Anliegen vor.

Ihr Vater fragte sie darauf, ob sie sich denn die Ehelosigkeit geschworen habe und sagte, sie sei doch noch keine alte Jungfer, die auf alle Aussichten verzichten müsse. Nach einigem Hin- und Herreden kam man auf einen andern Gegenstand zu sprechen und es war zunächst nicht mehr die Rede von Lisbeths Vorhaben.

Als die Eltern in den nächsten Tagen nichts mehr darüber verlauten ließen, fing sie selber noch einmal davon an. Da sagte ihr der Bürgermeister, daß, wenn sie mit diesem Plan, der ja nur unter dem Einfluß einer Freundin in ihrem sonst so recht verständigen Köpfchen entstanden sei, wirklich Ernst machen wollte, dies auf das Leben im Bürgermeisterhause ein recht schiefes Licht werfen könnte. In ganz Grafeneß würde man sich fragen, was es gegeben habe: ob bei Lisbeth eine unglückliche Liebe an diesem ungewöhnlichen Schritte schuld sei; ob sie aus irgend einem Grund nicht heiraten könne oder ob vielleicht in dem Familienleben zu Hause etwas nicht stimme. Zum Schluß fragte der Vater, wärmer werdend, ob seiner kleinen oder jetzt eigentlich großen Lisbeth zu Hause irgend etwas fehle, und dann sagte er ihr in froherem heimlichen Ton, auch er sei gegenüber ihrem künftigen Glück wahrhaftig nicht gleichgültig; aber es scheine ihm doch wirklich nicht, als ob seine Tochter Grund hätte, ihre Aussichten gering einzuschätzen.

Lisbeth war einen Augenblick versucht gewesen, dem wohlgefällig blidenden Vater ihr Geheimnis anzudeuten; aber seine letzten Worte, die sie wohl verstand, vertrieben sogleich diese Anwandlung.

In der nächsten Zeit war noch mehrmals zwischen ihr und Vater oder Mutter die Rede von ihrem Vorhaben und die Unterhaltung gestaltete sich meistens so, daß der Vater Lisbeth schilderte, wie unangenehm es für die Mutter wäre, wenn Lisbeth das Elternhaus verlassen wollte; und ihr die Mutter vorstellte, wie peinlich für den Vater in seiner Stellung die Tatsache sein würde, daß die einzige Tochter in der Fremde einem Beruf nachgehe. Lisbeth gab bald den Plan auf; denn sie fühlte sich nicht selbständig und kräftig genug, um eine Sache durchzuzwingen, und sogar, wenn sie in ihrem Vorhaben ihre einzige Rettung gesehen hätte, so war sie nicht frei, diese mit der Mißbilligung der Eltern zu suchen.

Als auch diese Möglichkeit sich nicht erfüllte, versuchte Lisbeth unter Zittern und Gewissensbissen das Letzte: sie schrieb an Eberlin. Aber der Brief, den sie nach vielen mißglückten Ansätzen endlich zustande brachte, ging niemals ab. Als sie ihn in den Briefkasten gesteckt hatte, erfaßte sie solche Scham und Angst über ihre verwegene unweibliche Tat, die sie vielleicht Eberlin verächtlich machen konnte, daß sie sich dazu überwand, den Brief bei der Leerung des Kastens zurückzuverlangen.

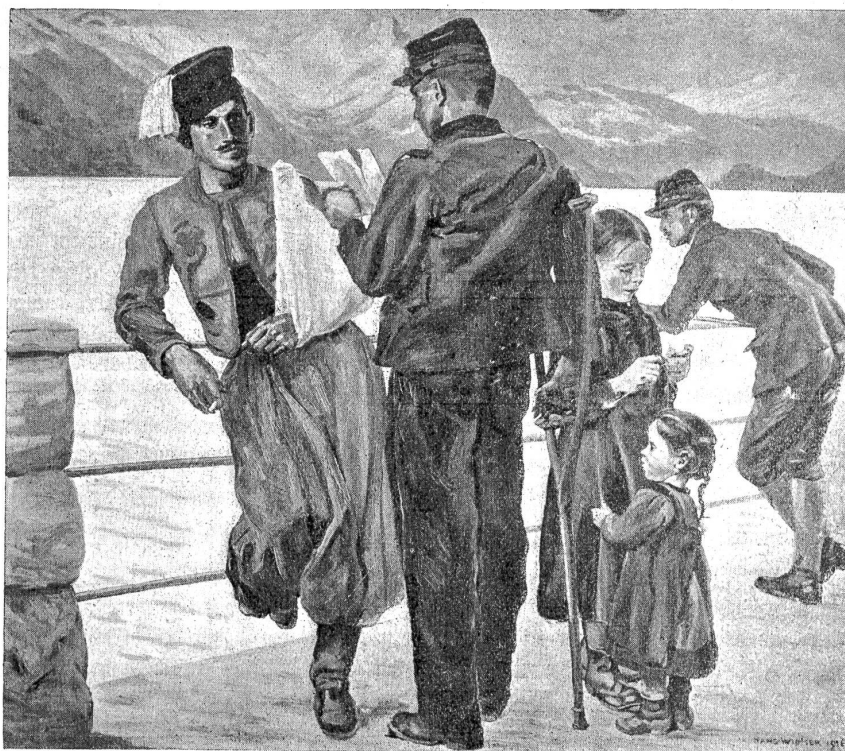
Bald darnach hörte sie, Eberlin werde in den Sommerferien in Grafenegg sein. Auf diese Zeit versparte sie nun die Entscheidung. Sie war entschlossen, sich in diesem Sommer jedenfalls Gewißheit zu verschaffen; was nachher kommen mochte, lag für sie im Dunkel. Es war ihr unmöglich, so oft sie es auch versuchte, sich ihr Leben ohne die Hoffnung vorzustellen, von der sie immer noch gekehrte.

Der Sommer kam, die Ferien begannen, und das Basteifest stand bevor. Lisbeth hatte Eberlin noch nicht gesehen; aber sie wußte, daß er in der Stadt war.

Der Tag des Festes brach mit Sonnenschein und drückender Schwüle an. Ueber Tags sammelten sich Gewitterwolken hinter den Bergen und als am Abend die Grafenecker nach der Bastei hinaufzogen, war die Schwüle so schwer, daß auch die jüngern Leute keuchend den Berg hinauf stapften, während die ältern und vorsichtigeren unter der Bepackung der Mäntel und Schirme nur mühsam und zwischen häufigem Stillstehen vorwärts kamen.

Aus den Gewölben der Bastei schlug den erhitzten Eintretenden eine steinkalte Grabesluft entgegen, die sie frösteln machte. Oben auf der Plattform aber strahlten die besonnten Steine die Hitze des Tages aus und während die Sonne gelb in schwarzen Wolken unterging, zuckten im Süden schon die Blitze des fernen Gewitters auf. Die Nebberge schienen greifbar nahe; der Strom lag ohne Wellen und farblos in der Tiefe. Droben setzte die Musik ein und einige Paare drehten sich rot und keuchend im Takte. Die meisten Damen zogen es vor, sitzen zu bleiben und sich mit Tüchern und Papierfächern Kühlung zuzuwenden. Die Herren tupften sich die Stirne mit dem Taschentuch und loderten die aufgeweichten Hemdkragen. Plötzlich fuhr ein kalter Windstoß über die Plattform, ein paar Hüte flogen davon, Staub wirbelte auf, man hörte kreischen und lachen und Männer mit fliegenden Rodschößen liefen ihren Hüten nach.

Wieder und wieder blies der Wind über die Bastei und der Strom in der Tiefe bekam eine Stimme und raufte am Felsen auf. Die Gesellschaft wurde lauter, man wehrte sich gegen den Sturm, der an den Kleidern sauste; die Röcke der Tanzenden flogen und hauchten sich, die Töne der Musik wehten in Schwallen daher, wie der



Hans Widmer: Französische Soldaten in Brienz. Oelgemälde. (Text siehe Seite 308.)

Wind sie trieb, und die Stimmen erhoben sich im Kampf mit der Luft, die den Ton vom Munde wegnahm. Da es kühler wurde, mehrten sich die Tanzenden. Zwischen den Tönen der Musik hörte man dumpfen Donner rollen. Eine merkwürdige Beleuchtung breitete sich über der Gesellschaft aus, gemischt aus der sommerlichen Dämmerung, den flackernden Lichtern und den Schatten der Gewitterschwärze. Plötzlich prasselten Regentropfen herab. Mit Geschrei und Gefächern floh die Menge und drängte sich unter den Eingang zu den Gewölben. Aber schon hörte der Regen wieder auf und die Luft wurde still und schwüler als vorher.

Um diese Zeit kam Eberlin auf Lisbeth zu, die den ganzen Abend neben dem jungen Juristen, ihrem Partner von Evas Hochzeit, gefessen und ihre Blicke Eberlins Gestalt nachgesandt hatte. Sie sah ganz bleich und kaum mehr schön aus, als er sich vor ihr verbeugte.

„Der nächste Tanz ist schon an mich vergeben,“ sagte der Jurist, als Eberlin ihr den Arm bot.

„Aber der übernächste, der übernächste, Herr Doktor!“ rief Lisbeth laut Eberlin nach, der schon im Begriffe war, sich wegzuwenden. Er kehrte sich bald gegen sie um, verbeugte sich und ging davon.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm nach-eilen. Der Jurist sah sie mit verwunderten Augen an und schon sank sie machtlos auf ihren Stuhl zurück. Sie fühlte einen furchtbaren Schmerz am Herzen; etwas in Eberlins Haltung hatte ihr gesagt, daß er nicht zurückkommen werde.

Es war jetzt wieder drückend schwül geworden; Lisbeth hat ihren Partner, mit ihr zu promenieren, da es zum Tanzen zu dünnlich sei. Er führte sie an den Rand der Terrasse, wo vom Strom her etwas Kühlung heraufzog. Es war dieselbe Stelle, an der sie einst mit Eberlin ge-

standen hatte. Die Blicke ließen auf Augenblicke das schwarze Wasser erglänzen. Lisbeth sah gedankenvoll in die plötzlich erhellte Finsternis hinab. Es schien ihr auf einen Augenblick, als wäre dort ein Tröster, wenn alles aus sein sollte. Aber dann dachte sie an die Eltern. Damals, als Christian entflohen, um nicht mehr zurückzukehren, waren sie zwar nicht untröstlich über den Verlust gewesen; aber es bedeutete für sie eine große Beruhigung, daß man den Leuten seine Flucht als eine verständliche und natürliche Sache, als die begreifliche Versekung des jungen Mannes ins Handelshaus eines nahen Verwandten hatte darstellen können. Sie vergegenwärtigte sich die guten Eltern, die in ihrer angesehenen Stellung und einem tadellosen Lebenswandel ihr Glück fanden, und Verzweiflung und Liebe zeigten ihr einen bessern Ausweg.

Die Musik hatte aufgehört zu spielen und es gab eine kurze Pause bis zum nächsten Tanz. Man hörte den Donner näher dröhnen und die beladene Luft lastete unerträglich auf den Stirnen. Um die Gemüter zu beleben, fing die Musik bald wieder einen flotten Walzer an.

Dies war der Tanz, zu dem Lisbeth Eberlin erwartete.

Die Musik hatte schon eine Weile gespielt und der Tanz mochte bald zu Ende sein, als man Lisbeth auf ihrem

Stuhl ohnmächtig werden sah. Sie hatte merkwürdigerweise ganz allein gegessen und man konnte ihr erst Beistand bringen, als sie schwer zu Boden gefallen war. Ein anwesender Arzt bemühte sich um sie und konstatierte, daß sie sich keinen Schaden getan hatte. Als sie wieder bei Bewußtsein war, wurde sie in einen Wagen geleitet, der sie nach Hause brachte.

Nach diesem Vorkommnis mußte sich Lisbeth ärztlich untersuchen lassen; sie wurde blutarm und nervös befunden und der Arzt verordnete ihr wieder das unvermeidliche Eisen und überdies viel Schlafen, Spaziergehen und Sporttreiben. Dem Vater ließ er überdies einen Wink zukommen, daß es an der Zeit wäre, Lisbeth zu verheiraten. Der Bürgermeister war über diese Kühnheit empört und zog einen andern Arzt, einen Altersgenossen, zu. Der lächelte über Lisbeths Auskünfte und sagte, sie solle sich nur tüchtig im Haushalt nützlich machen und nicht daran denken, ob sie Appetit und Schlaf habe oder nicht; dann komme das alles von selber. Der Schluß war, daß Lisbeth ihr Leben weiterführte wie bisher. Doch setzte sie bei dieser Gelegenheit die Erfüllung eines neuen und sehr zäh geäußerten Wunsches durch, nämlich den Plan, im Strom schwimmen zu lernen. (Fortsetzung folgt.)

Aus Berns musikalischer Vergangenheit.

Heute, wo der Besuch der 8 Abonnementskonzerte und 4 Kammermusikaufführungen nicht nur jedem Liebhaber guter Musik zum Bedürfnis geworden ist, sondern beinahe zum guten Ton gehört, heute, wo man die edle Tonkunst nicht nur in fast beängstigender Masse zu hören bekommt — siehe Stadttanzeiger —, sondern wo jeder „gebildete Mensch“ selbst wenigstens ein Instrument spielen zu müssen glaubt, und wenn es selbst das Pianola wäre, da mag man sich gelegentlich fragen, was für Bilder in dieser Beziehung unsere ehrenfesteste Hauptstadt in früheren Zeiten gewährt hat. Wem immer die Antwort auf diese Frage zuteil ward, der wird nicht umhin können, einmal einen sehnsüchtigen Blick in die gute alte Zeit zu werfen, wo der gewöhnliche Bürger, falls er die Predigt besuchte, die Musik nur daher kannte, der geruhige Landbewohner dagegen kaum den Namen. (Wir brauchen keine hundert Jahre zurückzugehen.) Und wie manche Elementar-Schülerin der hohen Kunst, die mißmutig und „wieder einmal ungeübt“ durchs Münsterergäßchen schlurft, würde in träumerischer Verzückung zuhören, wenn man ihr das Märchen erzählte aus jenen sonnigen Tagen wo „man“ noch nicht in die Musikschule mußte, um die Musik zu erlernen — weil es eben noch keine gab. Andererseits aber wird man sich eines mitleidigen Gedankens für jene musikalische Gesellschaft nicht erwehren können, der die ganze reiche Welt der Töne zum großen Teil unbekannt war und damit ein Lebensgenuß, ohne den heute für die Mehrzahl eine reine Daseinsfreude undenkbar ist.

Wieviele unserer jungen Musikenthusiastinnen, die sich selbst und die Welt vergessend in unserem prächtigen Kasino-räume den süßen Kantilenen lauschen, würde nicht verwundert und mit tiefem Bedauern den Lockenkopf schütteln, wenn man ihnen erzählte, daß ihre Mhne im hochgebundenen Biedermeierrocke ihre Jugendjahre verträumen mußte ohne Kammermusik und Abonnementskonzert, ohne H-moll-Messe und Missa solemnis, ja — daß sogar um 1750 die Bildung eines Collegiums musicum, das einzige Orchester der Stadt, nur unter der Bedingung gestattet wurde, daß sich die Mitglieder „weder zu Serenaden, noch zu Nachtgefangen



Karl Jakob Durheim, einer der Gründer der Musikgesellschaft.